



Illustriertes Blatt.

Samstag den 17. October.

Wetterscheiden.

Während hell die Lüfte blauen,
Wo sich endlos Eben dehnen,
Sieh'n den Bergen nach die grauen
Wolken, schüttelnd wild die Mähnen.

Rollend grollt des Donners Stimme,
Rastlos juden Blitze-gluten,
Bis, verzehrt vom eignen Grimme,
Sich die Wetter still verbluten.

So auch ziehen großen Herzen,
Die die Menschheit überragen,
Stets magnetisch nach die Scherzen,
Die auf jener lastend lagen.

Freudig aber dulden jene,
Ungebeugt vom größten Leide,
Ohne Klage, ohne Thräne,
Eine starke Wetterscheide.

Paul Wolff.

Mutterliebe.

Eine Herzensgeschichte von Heinrich König.

Ein junger Arzt, Augustin, hatte von einer in kinderloser Ehe lebenden Leipziger Freundin den Auftrag erhalten, ihr ein Kind armer, braver Aeltern zu suchen, das sie als das ihrige betrachten und gut erziehen wolle. — Augustin theilte Reginen das Anliegen seiner Leipziger Freundin mit. Sie bezeichnete ihm eine arme Witwe in einem nahen Dorfe ihren fünf Kindern. „Die Frau hat sich zum Taglohn im Garten angeboten,“ sagte Regine, „eine muntere, muthige Frau, noch recht hübsch, und die Kinder sind das Bild der Gesundheit, alle der hübschen Mutter ähnlich. Wie froh könnte die Mutter seyn, eines oder das andere dieser Geschöpfe gut versorgt zu wissen!“ — Da sich nun auf Erkundigung auch kein eigentliches Unheil in der armen Familie finden ließ, so ging folgenden Sonntag gegen Abend Augustin mit Reginen nach dem Dorfe. Sie fanden die Hütte am Ende des Ortes auf einem etwas abschüssigen Grasrain erbaut. Hier unter den Obstbäumen spielten die Kinder. Die Mutter, welche zum Sonntagsschmaus einen Pfannenkuchen bereitere, stand an den Thürpfosten der kleinen Küche gelehnt, und schwang unter possirlichen Geberden den langstielligen Löffel nach dem Kleinsten, der im Grase saß, und bellauf der Mutter und ihrem wackelnden Kopfe zulachte. Sie trug den Besuchenden schnell ein Paar hölzerne Stühle

aus der Stube heraus auf den Grasplatz, und Augustin versammelte mit einigen Stücken mitgebrachten Kuchens die kleine Schaar sehr schnell um sich her. Das älteste Kind war ein Mädchen von etwa sechs Jahren, und so stiegen die übrigen abwärts bis zum dreivierteljährigen jüngsten. Wie sie nun alle munter einbissen, und selbst das kleinste an einem Schnittchen nagte, rief Augustin der Mutter zu, daß sie doch sehr viel Sorge mit so fünf Mäulchen und zehn Weinen haben müsse. — „Gewiß, Herr,“ antwortete die Frau. „Wenigstens hat's seine Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man sie nicht, und bei Fremden sind sie oft so wenig gut aufgehoben, als gern gesehen. Ich suche mir deshalb gern Arbeit in der Nähe.“ — „Wenn sie wenigstens erst älter und größer wären,“ meinte Augustin. — Die Frau aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ach, Herr, mit den Kindern wachsen auch die Sorgen; nicht die Mühe der Mutter, nur ihre Kräfte nehmen ab. Auch nimmt sich der Erwachsenen unser Herrgott weniger an, als der Kleinen. Es geht, wie mit den Großvätern, die auch die kleinsten Enkel gewöhnlich am liebsten hätscheln. Sie werden's ja wohl auch bemerkt haben, daß die Unmündigen bei Weitem weniger Unglück, als die Großen nehmen. Das macht, jene haben noch ihren Schutzengel, die erwachsenen Schlingel und Dirnen verderben's aber gar zu leicht mit den guten und reinen Geistern, und da lassen die sie im Stich.“

Augustin freute sich an dem lebhaften und entschlossenen Wesen der Frau. Man merkte ihr an, sie hatte den religiösen und Schulunterricht eifrig gefaßt, hielt diese Begriffe fest, vermischte und verwebte sie aber mit ihren Lebenserfahrungen und Beobachtungen, so daß sie bei viel natürlichem Verstande ganz eigenthümliche Gedanken und Meinungen zu Stande brachte. Nach und nach rückte Augustin mit seinem Anliegen hervor. „Wenn auch die Erleichterung um eines von den fünf Kindern nicht sehr groß sey,“ meinte er, „so habe das Glück, das ein solches Kind für sich und einst für seine Geschwister mache, desto mehr auf sich; es bahne den andern einen Weg durch's Leben, da die Pflegeältern reiche und menschenfreundliche Leute seyen, bei denen das Kind eine gute und gottesfürchtige Erziehung erhalte.“ Die Frau war bei Augustin's Vorschlag überrascht,

doch, wie es schien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei seiner Auseinandersetzung lebhaft zu und fiel endlich mit den Worten ein: „O, ich kenne das, Herr Doctor, ich habe vor meiner Verheirathung drüben in der Stadt bei Frau N. N. als Hausmädchen gedient. Die war solch ein ange-nommenes Kind gewesen, hatte aus ihrer Pflegemutter Haus die reiche Heirath gethan, besuchte manchmal die armen Aeltern mit Ertrapost, und nahm die schönsten Ge-schenke mit dahin.“

„Ach, was war das für ein Engel von einer Frau! Man gibt seine Kinder gewiß nicht gerne her; wenn sie aber so glücklich werden!“ — „Es käme also nur darauf an, liebes Mütterchen,“ sagte Augustin, „welches von Euern Kindern wir für meine Freundin bestimmten.“ Und da er die Frau etwas erblassen sah, setzte er hinzu: „Es bliebe dann noch bei Euch, bis meine gute Leipzigerin ankäme, da Ihr Euch dann selbst überzeugen würdet, was es für eine herzliche Frau ist. Ich sollte meinen, Euer ältestes ist ein hübsches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wach-sen würde.“ — „Wie? die Gretel? Herr Doctor?“ versetzte die Frau kleinlaut. „Die kann ich doch am wenigsten ent-behren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts ar-beite. Auch kann sie mir schon in manchen Stücken bei- stehen, die Gretel.“ — „Ein Bube ist vielleicht auch Ihrer Freundin lieber,“ meinte Regine.

„Das ist wahr! Also der da, der Andres. Komm' mal her, Andreschen. Gib mir 'ne Patzschhand. Willst du mit mir gehen und alle Tage Kuchen essen?“ — Der Bube lachte verlegen nach seiner Mutter hin, die sehr unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte. „Nein, Herr Doctor, den Andres muß ich doch behalten,“ sagte die Bäuerin. „Der holt 's Wasser am Brunnen, drunten vom Backhaus. Er macht's auch ganz geschickt; nicht wahr, Andres? Wasser, wissen Sie ja, Herr Doctor, kann man keine Stunde ent-behren, und der Andres holt's.“

Lächelnd versetzte Augustin: „Je nun, der dritte ist ja auch ein Bub. Konradchen heißt er?“

„Ja, Konradchen,“ antwortete die Frau mit steigen-der Angst, „und hilft dem Andres Wasser holen. Die Bu-ben sind noch zu gering, es muß einer dem andern bei- stehen, lieber Herr Doctor.“ — „Also auch das ist nicht zu entbehren?“ sagte mit zurückgehaltenem Lachen der Freund.

„Nein, 's Konradchen nicht. Das gehorcht mir am besten und hat mir von jeher am wenigsten Schererei ge-macht; gelt Konradchen?“

„Je nun,“ lächelte Regine, „dann müssen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt denn die vierte da?“ — „Prünellchen rufen wir sie. Ihre Pauthin heißt Margarethe. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir schon eine Gretel hätten, so wollte er sie nach der Tagesheiligen taufen. So ist sie zu dem Namen Petro-nilla gekommen, der für uns geringe Leute ein wenig stolz klingt. Sie hat da meinen kleinen Dicken zu hüten; der rurscht noch. Und darin kann ich mich auch ganz auf sie verlassen. Sie spielt mit ihm Ruspfnäschen, sie führt ihn

unter dem Armchen, sie schleppt ihn hin und her und hält ein Auge auf ihn. Ich wäre sehr geschlagen mit dem Klein- sten, wenn ich mich nicht so sehr auf das Prünellchen verlassen könnte.“ — „Um's Prünellchen dürfen wir also gar nicht freien, liebe Frau?“ — „Es geht nicht, Herr Doctor, von wegen dem Kleinsten geht's nicht.“ Augu- stin und Regine lachten einander an, indeß die Frau sich mit der Schürze den Angstschweiß von der Stirne wischte. „So müssen wir Euch denn die kleinste Last abnehmen!“ fuhr Augustin fort. „Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind, allein so jung eignet es sich desto eher an und sie gewinnt es lieber durch die Last, die sie mit ihm hat. Nicht wahr?“

„Meinen Kleinsten? Ach, allerbesten Herr Doctor, nein, nein, den Dicken nicht!“

„Aber das Kind kann Euch ja doch gar nichts als Sorge machen, liebe Frau.“

„Aber es ist doch mein Dicker, Herr Doctor. Nein, nein, den muß ich behalten, meinen Dicken gebe ich nicht her.“ Sie sprang nach dem Kinde, nahm es küßend und herzlich auf und lief ins Haus, als ob sie es in Sicherheit bringen müßte.

Die Hochzeiten in der Bende.

(S c h l u ß.)

Jetzt schlägt die Stunde, das Mittagmahl einzuneh- men. Alles versammelt sich um ein großes, weißes Zelt von gelblicher Leinwand; man nimmt Platz um eine mit zin- nernen Tellern besetzte Tafel, die mit homerischen Schüsseln und Flaschen prangt. Die junge Frau allein wird mit einem Gedeck, das diesen Namen verdient, versehen; ihr Mann bedient sie stehend, eine Serviette unter dem Arm, bis der Nachtsch aufgetragen wird. Jetzt verstummen die Gesänge und Lieder, auf verschiedene Speisen gedichtet, wovon eines auf den Hirsenbrei, ein anderes auf einen Vogel, den man aus einer Suppenschüssel fliegen läßt u. s. w. Alle sind mit muntern Scherzen und Lazzi der Minstrels untermischt, deren dreifache Aufgabe darin besteht, zu unterhalten, zum Tanzen und Trinken aufzumuntern. Zum Nachtsch bringt man Riesenkuchen, welche die Brautführer und Brautjung- fern den Neuvermählten verehren. Es sind Ungeheuer, die ganze Scheffel von Mehl erforderten. Die stärksten Bursche des Festes bringen sie auf ihren Armen getragen und tan- zen damit um den Tisch herum; alle Gäste tanzen ihnen nun nach, ihre zinnernen Teller hoch emporhebend und da- mit in der Höhe gegen einander anstoßend, wobei sie zu gleicher Zeit Stücke von den Kuchen heruntergeschlagen und verzehren. Auch dieß ist noch ein Ueberbleibsel aus dem Al- terthum. Geschenke aller Art werden nun auf gleiche Weise den Neuvermählten dargebracht, Weißzeug, Geschirr, Sil- ber, Schuhe, Kinderzeug zc.

Nun wird abermals bis zum Abendessen getanzt und nach demselben beginnen neue Ceremonien. Es öffnet sich eine Thüre, eine Gruppe junger Mädchen tritt ein; sie bringen einen großen Strauß von Hagedorn mit Bändern,

Früchten und Blumen behangen; traurig reichen sie ihn der jungen Frau dar, welche sich weinend in die Arme ihrer Mutter wirft; eine gleiche Gemüthsbewegung ergreift alle Anwesenden, und nun singen die jungen Mädchen jenes berühmte Hochzeitslied, das mit mehr oder weniger Abänderungen auf dem Land in dem ganzen Westen von Frankreich gesungen wird. Es ist der Abschied der Liebe von der Ehe, des Vergnügens von der Pflicht, der Jungfrauschaft von der Mutterschaft. Die Dichtung ist abwechselnd ergreifend, rührend und mitleidslos. Der Inhalt ist ungefähr folgender:

Dieser fruchttragende Strauß,
Den euch meine Hand reicht,
Ist gewunden,
Euch begreifen zu machen,
Daß alle diese eiteln Ehrenbezeugungen
Gleich den Blumen vergehen.
Ihr werdet nicht mehr zum Tanz gehen,
Nicht mehr zu den Versammlungen,
Ihr werdet daheim bleiben,
Während wir hingehen.
Lebe wohl, schimmerndes Schloß,
Schönes Schloß meiner Väter!
Lebe wohl, Freiheit!

Es kann von ihr nicht mehr die Rede seyn u. s. w.

Dieses Lied übertreibt nicht. Das Schicksal der armen Bäuerin ist ganz das entgegengesetzte von dem der Welt-dame in den großen Städten in Frankreich. Das Vergnügen und die Freiheit dieser beginnen von dem Augenblick ihrer Verheirathung. Sclaverei, Sorgen und Kummer fangen bei jener mit dem Tage ihrer Hochzeit an.

Während nun die Neuvermählte Thränen vergießt, schlürft ihr jüngster Bruder unter den Tisch und maust ihr das rothe Strumpfband. — Bei diesem Raub verdoppelt sich ihr Weinen und Schluchzen, aber schon übertönen es fröhliche Toaste, die man ausbringt. Das Strumpfband wird in kleine Stücke zerschnitten und jeder Gast steckt ein Stückchen davon, gleich einem Ehrenzeichen, in sein Knopfloch. Manchmal nimmt ihr der Bruder auch einen Schuh weg, den er dann dem Meistbietenden zuschlägt. Der Ehemann kauft ihm diesen wieder ab, und der Preis gehört dem Bruder.

Pfögllich hört man an der Thüre klopfen. Es sind Fremde, die um Gaistfreundschaft bitten. Sie werden, man mag sie kennen oder nicht, eingeladen, Theil an dem Hochzeitsbankett zu nehmen, und man weist ihnen Plätze an. Zwei von ihnen tragen einen mit einem weißen Schleier behängten Korb, dieß nennt man den Mouton: gewöhnlich ist es eine Taube, ein junges Kaninchen, ein Turtelstübchen mit Bändern geschmückt. Sie stellen nun ihren Korb auf den Tisch, ohne ihn aufzudecken, oder auch nur ein einziges Wort zu sprechen; will man wissen, was er enthält, so muß man erst mit Karten darum spielen. Gewinnen die Fremden, so tragen sie ihn wieder fort, ohne ihn aufzudecken, verlieren sie aber, so nehmen sie den Schleier weg und der Mouton entwischt mitten unter die Schüsseln und Teller, und verursacht so eine allgemeine Hektigkeit.

In einigen Cantonen bringt man die ganze Nacht in Vergnügungen zu, in andern schleicht sich das junge Ehepaar erst gegen 4 Uhr Morgens weg und verbirgt sich in einem benachbarten Hause. Aber nun macht sich das ganze Hochzeitspersonal auf, es zu suchen, und ruht nicht, bis es das Pärchen in seinem Verstecke gefunden. Jetzt bietet man ihm eine Zwiebelsuppe an, die es unter Lachen und mit Begleitung von Glintenschüssen freist, es müßte denn seyn, daß die junge Frau die Suppenschüssel hin oder den Gästen ins Gesicht wirft, was ein schlimmes Zeichen für den Frieden des neuen Haushaltes seyn und eine Reihe von häuslichen Stürmen ankündigen würde.

Seuilleton.

(Auszeichnung.) Wir lesen in den Wiener „Sonntagsblättern“: „Der k. k. Oberamtsdirector, Herr H. Costa, Ausschufmitglied des historischen Vereins in Krain, der durch mehrere Tage bei uns verweilte, hat von der k. k. vereinten Hofkanzlei die Bewilligung zur Annahme der Diplome als Ehrenmitglied des historischen Vereins zu Bamberg und als correspondirendes Mitglied des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen erhalten.“ —

(Die musikalischen Sirenen im Coliseum.)

Es hat sich ein irrig ausgestreutes, durchaus unwahres Gerücht in Laibach verbreitet, als ob der Pächter der Kaffeehaus-Localitäten im Coliseum, Herr Albert Kailer, uns verlassen und wieder nach Wien ziehen sollte. Solches Gerüchte aber muß dem betreffenden Cafetier nur zum Nachtheile gereichen. Herr Kailer hat dem Coliseums-Inhaber, Herrn Wirthalm, wie wir aus dem Original-Contracte uns selbst zu überzeugen Gelegenheit hatten, den Pacht-schilling für die Kaffeehaus-Localitäten bereits bis November 1847 im voraus berichtigt, woraus am deutlichsten zu ersehen, was an diesem Gerüchte Wahres seyn könne. Die beliebten musikalischen Conversationen werden daher, sobald die Regimentscapelle aus dem Lager wieder hier eintrifft, unbeirrt ihren Fortgang nehmen, was den Freunden dieser Unterhaltungen zur Verkündigung dienen möge.

(Eine Spuckgeschichte aus Soltei's Leben.)

Als Holtei den Tod seiner Frau erzählt, erwähnt er dabei des folgenden Vorfalles, der, wie viele andere ähnliche, viel Stoff zum Denken gibt: „Erfahrung hat mich belehrt, daß auch die verwunderlichsten Dinge, wenn man ihnen ernstlich zu Leibe geht, vor besonnenen Forscherblicken sich in Dunst auflösen. Und wenn ich hier bei einem so ernstern Gegenstande etwas dem Aehnlichen erzähle, so geschieht es nur mit Erwähnung des Factischen, ohne irgend eine Folgerung. In dem alten Obernigtag saßen, der Gutsherr, mein Oheim und der zum Gerichtstag anwesende Justizrath Schwarz beim Abendtisch, gedachten meines Namensfestes, sprachen von Louise's Krankheit, und Herr Schaubert suchte einen wohlbekanntem Pokal hervor, den er mit einer Flasche Ungarwein füllte, um auf mein Wohl und die Genesung Louise's zu trinken. In dem Augenblicke, wo er den Pokal erhob, hörten sie einen Klang, wie von gesprungenem Glase, und aus dem dicken, hochgeschliffenen Kelche fiel ein rundes Stück ganz von selbst auf den Tisch; die drei Freunde sahen sich bedenklich an, blickten nach der Uhr, und gingen verstimmt auseinander. — Nach einigen Tagen lasen sie in einer Zeitung, daß Louise um dieselbe Stunde gestorben sey. — Aus demselben Pokal hatte sie vor vier Jahren den Gästen Dank genippt, welche ihre Gesundheit als Neuvermählte getrunken.“

(Conservation von Speisen durch Creosot.)

Nach Dr. Stenhouse im „Mech. Mag.“ sind die Dämpfe, welche das Creosot bei der gewöhnlichen Luftwärme entwickelt, hinreichend, um Fleischspeisen ziemlich lange frisch zu erhalten. Man braucht unter jedes Stück nur ein Schälchen mit Creosot zu stellen, das ganze mit einem Tuch zu verhängen und sich selbst zu überlassen. Nach dem Kochen hat die Speise nicht im Geringsten den Geschmack oder Geruch von Creosot. Eine und dieselbe Portion des letztern kann sehr oft benützt werden, doch verharzt sie sich mit der Zeit. Daß der widerliche Geruch alle Insecten verschreckt, ist ein Vortheil mehr.

(Ein Dienstmädchen) fand dieser Tage in Pesth ein kleines Paket, welches 70 fl. C. M. und eine Schulverschreibung, auf 50 fl. C. M. lautend, enthielt. Das Mädchen war redlich genug, ihren Herrn von dem Funde in Kenntniß zu setzen; dieser machte wieder bei der Behörde die Anzeige, und binnen wenigen Tagen meldete sich ein Urofner Uhrmacher als Eigenthümer der Papiere. Die Biederkeit des Mädchens rührte ihn bis zu Thränen, er griff aber auch in die Tasche und schenkte ihr sogleich — einen Gulden; ja er ließ sich, ungeachtet schon jetzt Alles über seine Großmuth und Freigebigkeit erkant war, nicht abhalten, der redlichen Funderin noch ein altes, fadenscheiniges Lüchel zu schenken! —

Papierkorb des Amüsanten.

Ein sehr komischer Vorfall ereignete sich vor wenigen Tagen in dem so romantisch gelegenen Kaltenleutgeben bei Wien. Es ist daselbst gebräuchlich, daß das Glockengeläute um 5 Uhr Morgens den Land- und Arbeitsleuten als Zeichen dient, ihr Tagewerk zu beginnen. Da die Uhren in den Privathäusern der Kaltenleutgeber noch zu den Raritäten gehören, so ist dieses Glockengeläute ihr einziger Zeitanzeiger, dem sie mit unveränderlichem Köhlerglauben vertrauen. Der Glöckner nun, welchem das wichtige Amt des Morgen-Annoncirens in die Hände gegeben ist, wurde vor wenigen Tagen von dem Schleier des Gottes Morpheus so verhüllt, daß er sich fast gar nicht loswickeln konnte, und als er endlich erwachte, und in seinem Pflichtgefühl vor Allem auf seine Taschenuhr sehend, zu seinem Schrecken erkannte, daß es bereits 5 Uhr, die Stunde des allgemeinen Erwachens sey; da riß er um so hastiger an der Glocke, als er einige Minuten bereits versäumt zu haben glaubte. Die Glocke tönte laut durch die — Nacht hin, denn es war Nacht, ja 11 Uhr Nachts, und nur der Umstand, daß des armen Schläfers Taschenuhr gerade auf 5 Uhr stehen geblieben war, und außerdem der blasse Mond die Gegend mit dem dämmernden Lichte erfüllte, rief jenen Irrthum hervor. — Also die Glocke erschallte, die Schläfer im Dorfe rissen sich aus den Betten empor, die Mägde beeilten sich, die Kühe zu melken, die Arbeiter bewegten sich den Feldern zu, der Hirte war gerüstet, um das Vieh auf die Weide zu treiben, kurz, Alle ließen sich täuschen und glaubten, der Tag wäre herangebrochen, obwohl das Ding gar Manchem etwas sonderbar vorkam. Die Verwirrung aber ward noch größer, als die Feuersprizgen herbei eilten, welche der hierüber Wachende absandte, weil er im Besitze einer Uhr war, welche die eilfte, richtige Stunde zeigte, und das Glockengeläute für Feuerlärm hielt. Endlich klärte sich Alles auf und Kaltenleutgeben's Bewohner erkannten zu ihrem großen Mißvergnügen, daß sie um 6 Stunden zu früh aufgestanden waren! — Dieser Vorfall dürfte aber wohl den Uhrmachern

von Nutzen seyn, weil sich nun jeder Kaltenleutgeber seinen eigenen Zeittelegraphen wird anschaffen wollen, denn das Vertrauen zu dem Jünfer-Geläute dürfte etwas nachgelassen haben! Sie werden sich nun denken: „Warte nur, du accurater Glöckner, bis du uns wieder so früh aufstehen läßt, da kannst du früh aufstehen!“

Correspondenz.

Graz, am 8. October 1846.

Statt Neuigkeiten über Theater, Kunst, gefelliges Leben u. dürfte vielleicht Ihrem Blatte auch ein Mal ein heterogener, zu einer Journals-Correspondenz sich weniger eignender Gegenstand, wenn auch nur zur Abwechslung, willkommen seyn. Es ist die Mittheilung rücksichtlich der Prüfung in der Erziehungs- und Unterrichtsanstalt des Fräuleins Maria Schubert (Trautmannsdorfstraße) in Graz.

Wenn es allgemein anerkannt ist, daß eine natur- und zeitgemäße Erziehung und Bildung eine der wichtigsten Wohthaten für die Menschheit sey, und wenn man bei allen den Fortschritten, die sich in jeder Beziehung in gegenwärtiger Zeit manifestiren, dennoch den Mangel an wohl eingerichteten und ersprießlich geleiteten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten häufig zu beklagen Ursache hat; so muß mit um so freudigerem Zurufe das Erscheinen eines Institutes begrüßt werden, welches bei der consequenten Durchführung seiner so schönen Tendenz in Hinsicht der Erziehung und Heranbildung der Zöglinge nur das Beste hoffen und erwarten läßt.

Es ist dieß die Mädchen-Erziehungs- und Unterrichtsanstalt des Fräuleins Maria Schubert in Graz. — Da Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit und Muße hatte, einer Prüfung der zahlreichen Zöglinge jener Bildungsanstalt beizuwohnen, so kann er sich das Vergnügen nicht verlagern, über die wahrhaft überraschenden Erfolge, welche die so verdienstliche Vorsteherin durch ihr eben so rationelles, als bescheidenes und prunkloses Wirken zu erzielen wußte, zu sprechen und diese Worte zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, wozu auch der Wunsch beitrug, daß Ältern und Vormünder, die für die Erziehung ihrer eigenen, oder ihnen anvertrauten Kinder in ihrem Hause nicht sorgen können, von dem Bestehen einer Anstalt in Kenntniß gesetzt werden möchten, welche sowohl das Körperliche, als auch geistige Wohlfeyn ihrer Pflegebefohlenen nicht nur zu erhalten, sondern veredelnd zu erhöhen weis.

Die Gegenstände der Prüfung waren, wie es in solchen Anstalten immer der Fall ist, die sogenannten Elementar-Kenntnisse nach der Vorschrift der Normalschule, die französische Sprache, Musik und weibliche Handarbeiten. Deuteten die Antworten der Geprüften schon darauf hin, daß das Gelehrte den empfänglichen Gemüthern auf eine eben so faßliche, als verständige Weise vorgetragen und verstanden ward, so mußte man mit um so größerem Erstaunen und Bewunderung die Geschicklichkeit, den Geschmack und die Genauigkeit der Schülerinnen in den, in so reicher Auswahl vorgewiesenen weiblichen Handarbeiten, von der leichtesten und einfachsten bis zur complicirtesten und wahrhaft künstlichen Art, erkennen und alle diese schönen und erfreulichen Resultate der zweckmäßigen Leitung und Einrichtung jener Anstalt zuschreiben.

So schloß eine Prüfung, welche auf alle Anwesenden einen sehr angenehmen Eindruck machte und zugleich den Beweis lieferte, daß, wenn gleich die öffentlichen Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend in ihren trefflichen Institutionen höchst erfolgreich wirken, dennoch das Ergebnis ungleich erfreulicher da sich gestaltet, wo in einem verhältnismäßig kleineren Kreise von Zöglingen es den mit der Leitung betrauten Personen möglich wird, jedem Einzelnen jene mütterliche, theilnahmevolle Sorgfalt angedeihen zu lassen, die natürlich beim öffentlichen Schulwesen nur im Allgemeinen der Gesamtheit zugewendet zu werden vermag. Und so rufen wir der in ihrem Wirken rastlosen wackeren Vorsteherin der besprochenen Anstalt ein herzlich: „Glück auf!“ zu und sprechen auch den Wunsch mit aus, es möge durch die Belebung der Theilnahme der Ältern und Vormünder an derselben (was bei den im Verhältnis der Leistungen gewiß billig gestellten Bedingungen zu erwarten steht) ihr möglich werden, jenes Institut immer mehr erweitern und in dessen Wachsthum die wohlverdienten Früchte ihres so eifrigen Strebens ernten zu können.

Auflösung des Anagramms in Nr. 81:

Stand — Tand.